

Schleswig-Holsteinische Geistliche im Spiegel ihrer Autobiographien (I.)

Von Bibliotheksrat i. R. Dr. Rudolf Bülck in Kiel.

Nicht Lebensbeschreibungen von schleswig-holsteinischen Geistlichen gilt es hier aneinanderzureihen; die kann man aus den zahlreich vorhandenen Werken allgemein biographischer Art wie aus den Spezialwerken über schleswig-holsteinische Predigerhistorie sich mit leichter Mühe zusammensuchen. Das Anliegen gegenwärtiger Arbeit ist vielmehr, wenigstens in erster Linie, das Leben schleswig-holsteinischer Geistlicher auf Grund und nach ihren Selbstschilderungen darzustellen, aus diesen das herauszuholen, was nach Meinung der Schreibenden in ihrem Leben wichtig war, was ihrem Leben in ihren eigenen Augen vor allem Bedeutung verliehen hat.¹⁾

¹⁾ Schrifttumsverzeichnis. Hier sind nur einige Hinweise zur allgemeinen Orientierung über das Thema „Autobiographie“ gegeben; die Titel der bekannteren Werke wie die von Arends, H. N. A. Jensen, Lübker u. ä. sind nicht angeführt.

Ugelis, Th. D.: Die Stadt Schleswig in zehn Biographien des 19. Jahrhunderts (Jahrbuch des Heimatvereins Angeln. — 1951, S. 118 bis 126). — Beyer-Fröhlich, Marianne: Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse. Leipzig 1930. (Deutsche Literatur. Reihe Selbstzeugnisse, Band 1.) — Bezold, Friedrich v.: über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. (Bezold: Aus Mittelalter und Renaissance. 1918, S. 196—219; zuerst Erlangen 1893. Rektoratsrede.) — Dahl, Sv. u. A. Linvald, Sønderjylland, Bd. 2, Kopenhagen 1919, S. 344—346: [Verzeichnis nordschleswigscher Autobiographien]. — Grützmaier, Georg: Die Bedeutung der Selbstbiographie für die Geschichte der christlichen Frömmigkeit. Halle/S. 1925. — Kläiber, Theodor: Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens. Stuttgart 1921. — Mahrholz, Werner: Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Berlin 1919. — Mißch, Georg: Geschichte der Autobiographie. 3. Aufl., Bd. I, Teil 1. 2. Frankfurt a. M. 1949/50. — Rein, Adolf: über die Entwicklung der Selbst-

Nicht alle Autobiographien, die von schleswig-holsteinischen Geistlichen verfaßt worden sind, können und sollen hier zur Sprache kommen, nur eine, wenn schon nicht ganz geringe Auswahl kann hier geboten werden. Daß dabei die Anfänge und die Frühzeit stärker hervortreten, daß bei den in die Neuzeit reichenden Selbstdarstellungen die Auslese strenger ist, wird verständlich sein; ebenso, daß vor lebenden Autoren Halt gemacht worden ist, die jedoch in der nach Vollständigkeit strebenden Liste der Autobiographien, die im Anhang zu jedem Teil der Arbeit gegeben ist, mit aufgezählt werden. Auch schien die Beschränkung auf praktisch tätige Geistliche angebracht, d. h. also daß Autobiographien von Universitätslehrern nicht mit aufgenommen sind.

Das schleswig-holsteinische Schrifttum ist reich an Darstellungen selbstbiographischer Art, und unter diesen Autobiographien nehmen die von Geistlichen einen nach Zahl, Charakter und Wert nicht geringen Rang ein. Dabei überwiegen die Schleswiger; das mag mit der größeren geistigen Regsamkeit der Bewohner des nördlichen Herzogtums zusammenhängen, wie auch die Kirchlichkeit hier ausgeprägter ist als in Holstein.

Von der Autobiographie läßt sich im allgemeinen sagen, daß sie ein Erzeugnis der Neuzeit ist. Die Renaissance mit ihrem Erwachen der Einzelpersönlichkeit, des Gefühls der Individualität hat diese Literaturgattung aufgebracht, auch hier mit der Antike als Anregerin und Vorbild; die wenigen aus dem späteren Mittelalter stammenden Ansätze zählen kaum mit. Wenn hier auch Norddeutschland im ganzen gegenüber dem materiell und geistig früher und reicher entwickelten Süddeutschland im Rücktreffen ist, so tritt doch auch hierzulande diese Literaturgattung schon recht zeitig, bereits im 16. Jahrhundert, auf, vorerst zwar nur vereinzelt; von den Vorläufern der eigentlichen Autobiographien, wie sie von den Mystikern her aus dem späteren Mittelalter bekannt sind, finden sich freilich allem Anschein nach keinerlei Spuren im Norden Deutschlands.

biographie im ausgehenden Mittelalter. (Archiv für deutsche Kulturgeschichte, Bd. 14, 1919, S. 193—213.) — Sommerfeld, Martin: Die dichterische Autobiographie seit Goethes „Dichtung und Wahrheit“. (Die Ernte. Abhandlungen zur Literatur-Wissenschaft für Franz Muncker. 1926, S. 177—203). — Wegele, Franz Xaver: Die deutsche Memoirenlitteratur. (Wegele, Vorträge und Abhandlungen. 1898, S. 192—218.) — Westphal, W.: Die besten deutschen Memoiren . . . Mit einer Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Selbstbiographie von Herm. Ulrich. Leipzig 1923.

Die Fähigkeit, sich mündlich und schriftlich auszudrücken, war den Geistlichen gleichsam berufsmäßig vertraut, und ebenso war ihnen die einschlägige Literatur, allem voran Augustins Konfessionen, am ehesten zugänglich und vielfach wohlbekannt. So wird es mehr als ein Zufall sein, daß die früheste Selbstdarstellung, von der wir im Lande nördlich der Elbe wissen, einen Geistlichen zum Verfasser hat. Es ist dies der Haderslebener Pastor Johannes Oldendorphius (1524 bis 1566). Schon in seiner Namengebung zeigt sich, wie für den in dänisch-sprachlicher Umgebung Aufgewachsenen das deutsche Kulturelement selbstverständlich und ausschlaggebend war: seinen Herkunftsnamen Gammelby — es ist das Gammelby bei Tjellstrup, Propstei Hadersleben — erhob er zum Familiennamen, doch so, daß er statt dessen die halb platt-, halb hochdeutsche Bezeichnung mit latinisierender Endung wählte, Oldendorphius. Sein eigentlicher Name, soweit damals davon die Rede sein konnte, war Johannes Jacobsen (Jacobi).

Seine Aufzeichnungen, die in einer Handschrift der Rgl. Bibliothek in Kopenhagen aufbewahrt sind — Sammlung Thott Nr. 541. 8^o —, nennt er „*Vibellus de genealogia*“. Sie sind auszugsweise in dänischer Übertragung von Th. D. Achelis veröffentlicht worden.²⁾ Oldendorph war anscheinend ein etwas schwieriger Charakter, leicht zu Streitigkeiten mit seinen Mitmenschen geneigt und deshalb vielfach in Konflikte verwickelt, wie man aus seinem „*Vibellus*“ ersieht. Er wirkte von 1556 bis 1562 als Geistlicher in Hadersleben. Sein „*Vibellus*“ ist lateinisch geschrieben, anders war es in jener Zeit kaum denkbar. Wie der Titel anzeigt, sind es wesentlich familiengeschichtliche Interessen, die ihn zur Abfassung anregten; ist doch überhaupt die Familiengeschichte eine der Hauptquellen für die Entstehung der Autobiographie. So hören wir denn von Oldendorphs Vorfahren, seiner eigenen Familie, von Vorkommnissen in seinem Hause. Er zählt im ganzen die Ereignisse nüchtern auf, doch fehlen hier und da auch nicht kulturgeschichtliche Ausblicke, freilich mehr ungewollt. Gern hätten wir davon gehört, was er als Amanuensis beim Erzbischof von Canterbury, wo er eine Zeitlang gewesen sein soll, erlebt hat, aber davon schweigt er. Kurios wirkt es, wenn Oldendorph in das gravitätische Latein seiner Aufzeichnungen hin und wieder ein paar plattdeutsche Sätze einstreut, wovon eine kleine Probe

²⁾ Th. D. Achelis, *Haderslev i gamle Dage*. Bd. 1 (1926), S. 78 bis 87.

wiedergegeben sei. In der Nacht nach seiner Hochzeit träumt ihm, der Teufel habe das Südertor der Stadt zertrümmert und sei lärmend durch die Straßen geeilt. In der Tat war das Tor mit großer Gewalt zerbrochen worden. Am dritten Tage darauf, erzählt er, habe ihn seine junge Frau gefragt: "Her Johan, watt düncket ime [ihm] dat de port ys in twey slagen in iwer [eurer] erste brutlachts nacht. Mercket effen idt hefft watt up sick. Ich antwortet er: Leve Maria my dünckt dat godt hefft den duuck [den Teufel] herinner iaget, dat he wecke toveersche [Hexen] herut hole. Dat gescha ock darnach dat Karin Repslegers mit andern toverschen vorbrant, etlike riken junkferten bleven absoltvert. Godt straffe solches. Amen"³⁾. Trotz der dänischen Umgebung war die Atmosphäre des Pfarrhauses offenbar gut deutsch.

Oldendorph begann seine „Genealogie“ i. J. 1563; er starb 1566, nachdem er sein geistliches Amt 1562 freiwillig aufgegeben hatte.

Gut ein Menschenalter jünger als Oldendorph ist der Mann, von dem als nächstältestem uns autobiographische Aufzeichnungen überliefert sind. Es ist Jacob Fabricius (1560 bis 1640). Da dieser jedoch seine Memoiren in höherem Alter abfaßte, etwa in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts, so ist der Zwischenraum zwischen seiner und seines Vorgängers Niederschrift recht viel beträchtlicher als der Unterschied der Geburtsjahre, und so erklärt sich ohne weiteres, daß diese zweite Autobiographie nicht lateinisch, auch nicht plattdeutsch, vielmehr hochdeutsch geschrieben ist. Neben dem einfachen Pfarrer steht hier der höchste geistliche Würdenträger des Gottorper Landesteils: Fabricius starb als gottorpscher Generalsuperintendent in Schleswig. Wie von Oldendorphs sind auch von seiner Autobiographie bisher nur Bruchstücke⁴⁾ hervorgetreten. Fabricius wurde, nach einer kurzen Dia-

³⁾ Mitgeteilt, nach der Originalhandschrift, von Th. D. Ahelis in der „Heimat“, Jg. 35 (1925), S. 212 f.

⁴⁾ Veröffentlicht von C. E. Carstens in seinem Aufsatz: „Der schleswigsche Geistliche Jacob Fabricius“ (Jahrbücher für die Landeskunde, Bd. 8 (1866), S. 148–166). Das Original liegt in Kopenhagen, Rgl. Bibliothek Sammlung Thott 1928 b 4^o; „Egenhændig Selvbioctrafi samt Tilføjeller med andre Hænder. Tyfk. 227 S.“ heißt es bei C. Behrens, Katalog over det Kongel. Biblioteks Haandskrifter vedr. dansk Personahistorie, Bd. 1 (1925), S. 33. — Carstens hat freilich anscheinend diese Kopenhagener Handschrift nicht benutzt, er spricht vielmehr von den „von Møller und Königsmann aufbewahrten Bruchstücken“, die, wie es scheint, nicht mit der in Kopenhagen aufbewahrten Handschrift identisch sind; sie sind angeblich mit Möllers Nachlaß nach Flens-

konatszeit in seiner Geburtsstadt Tondern, schon mit 28 Jahren Hofprediger und Propst zu Gottorf und zehn Jahre darauf Generalpropst dort. 1610 verabschiedet, wurde er 1616 von dem eben auf den Thron gelangten Herzog Friedrich III. erneut in sein Amt berufen und starb 1640 mit dem Titel eines Generalsuperintendenten in Schleswig. Aus den bisher veröffentlichten Proben seiner Autobiographie — Vita ab ipso conscripta ist sie betitelt — gewinnen wir allerdings kein richtiges Bild von Fabricius' Art und Charakter. Er spricht darin besonders von seinen Schul- und Universitterlebnissen. Mehr erfahren wir von der Persönlichkeit des Mannes aus der Kopenhagener Handschrift, die nach L. Andresen Propst Feddersen benutzt hat. Dieser schreibt darüber: „Ferner habe ich in den in . . . Kopenhagen aufbewahrten Memoiren des Generalpropsten Jacob Fabricius d. A. ein aus erster Hand stammendes Material gefunden, das trotz seiner Trockenheit und Kürze doch auf die Zustände und Strebungen am Gottorfer Hofe manches neue Licht wirft.“ Es ist nicht genau ersichtlich, wann Fabricius diese Memoiren geschrieben hat und ob in einem Zuge. Soweit sie jetzt vorliegen, ist eine Eintragung aus dem Jahre 1633 die letzte; demnach ist sie in hohem Alter geschrieben.

Eine kurze Selbstbiographie ist von dem speziellen Amtsbruder des J. Fabricius im Königl. Anteil der Herzogtümer, Stefan Klog (1606—1668), überliefert, als Eintragung in seine Hausbibel und danach um die Mitte des 18. Jahrhunderts verbentlicht. Gegenüber der recht umfänglichen Selbstdarstellung seines herzoglichen Kollegen Fabricius wollen die paar Seiten von Klog nicht viel besagen, und es sind auch inhaltlich wenig bedeutende Notizen, mehr über die äußeren Lebensverhältnisse des aus Lippstadt in Westfalen schon früh nach den Herzogtmern gelangten Mannes, der ebenfalls schon in jungen Jahren — er zählte erst dreizig — zur höchsten geistlichen Würde im Königl. Anteil emporstieg. Von den — unzweifelhaften — Verdiensten, die der Mann sich um die Herzogtümer erworben hat, erfahren wir aus seiner Lebensbeschreibung wenig, natürlich noch weniger von der gewissermaßen verhängnisvollen Rolle, die er doch im geistigen Leben des Landes

burg gekommen, dort aber nicht nachzuweisen. Neuerdings sind weitere Bruchstücke aus Fabricius' Schrift von L. Andresen bekannt gemacht worden aus der Kopenhagener Handschrift in den Quellen u. Forsch. zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 14, S. 329 ff. Eine ausführliche Biographie von Fabricius findet sich in J. M. Kratts „Jubil-Gedächtnis“ (1723), S. 366—431; zuletzt hat B. Amundsen in Dansk biografisk Leksikon, Bd. 6 (1935), S. 534—36, über ihn gehandelt.

gespielt hat: die Verdrängung der plattdeutschen Sprache aus dem Gottesdienst kommt gewiß im wesentlichen auf sein Konto. Nur flüchtig geht Klotz auf seine Studienjahre in Marburg und Rostock ein, erwähnt kurz seine Lehrer, ohne sie oder sein Verhältnis zu ihnen näher zu charakterisieren; ausnahmsweise belebt er einmal die Erzählung durch den Bericht über eine Disputation, die er, drei Stunden lang, mit einem sehr gelehrten Jesuiten zu führen hatte. Ganz sachlich-nüchtern berichtet er, daß er 1630 Pastor, dazu 1632 Theologieprofessor in Rostock geworden und 1636 als Generalsuperintendent nach Flensburg berufen worden sei.⁵⁾

Außer den Genannten sind, wie es scheint, keine weiteren Aufzeichnungen autobiographischer Art aus dieser frühen Zeit in unserem Lande erhalten. Erst die Periode des Pietismus, die auch anderswo so überaus fruchtbar an solchen Darstellungen ist, hat auch hier mehrere Autobiographien hervorgebracht. Von den bisher behandelten konnte auch keine weitergehende Wirkung ausstrahlen, da sie lediglich handschriftlich erhalten, jedenfalls zu ihrer Zeit nicht gedruckt worden sind. In Privatbesitz, in Archiven oder Bibliotheken aufbewahrt, konnten sie höchstens von einzelnen eingesehen werden. Anders ist es zum mindesten mit einigen der nunmehr in Frage kommenden Selbstdarstellungen. Sie sind z. T. wenigstens noch bei Lebzeiten der Verfasser veröffentlicht worden, und die Verfasser strebten eine bestimmte Wirkung, einen Einfluß auf Mit- und Nachwelt, jedenfalls auf gewisse Kreise an. So schon die Erinnerungen von Johann Wilhelm Petersen (1649 bis 1727).

Dieser, aus Lübeckischer Familie stammend, gehört mit zu den hervorragenden Gestalten des deutschen Pietismus. Wir besitzen von ihm eine wertvolle Autobiographie, die auch wohl zu ihrer Zeit eine reiche Wirkung entfaltet hat. Die pietistische Selbstdarstellung bildet einen besonderen Typus dieses Literaturzweiges. Die nach Innerlichkeit drängende Geistesbewegung des Pietismus war nur zu sehr geneigt und auch geeignet, sich auf sich selbst zu besinnen, in stiller Beschaulichkeit das eigene Seelenleben zu erforschen, das Innere des Menschen, seine religiösen Stimmungen, seine sittlichen Eigenschaften zu ergründen und darzustellen. Für all das haben wir in Petersens Lebensbeschreibung ein beredtes Beispiel. Es kommt hinzu, daß diese Autobiographie noch vom Verfasser selbst veröffentlicht wurde und so anderen Gleichgesinn-

⁵⁾ über Klotz ist zu vergleichen H. F. Petersen, St. Klotz (Dansk biogr. Vekf. ² 12 (1937), S. 549—552).

ten bald als Vorbild zum Leben, als Trost in Seelennöten dienen konnte.

J. W. Petersen, 1649 in Osnabrück geboren — zufällig dort, indem der Vater als Vertreter der Freien Stadt Lübeck wegen der Friedensverhandlungen mit seiner Familie für eine Zeitlang dort anässig geworden war — stammte aus schleswig-holsteinischer Familie und war später längere Jahre in Eutin als Hofprediger tätig. Seine von der herrschenden stark abweichende eigene Auffassung veranlaßte ihn, sein Amt in Eutin aufzugeben, und auch eine darauf in Lüneburg angetretene Stellung hielt bei ihm nicht lange vor; schließlich lebte er ohne Beruf von Unterstützung seiner Freunde und Gönner.

„Die Absicht seiner Aufzeichnungen“, schreibt Mahrholz, „ist, wie bei Francke erbaulich. Ich bin von unterschiedlichen sehr erluchtet, und mit Briefen darzu ermahnet und gebethen worden, meinen Lebens-Lauff selbst aufzusetzen, weil sie dafür gehalten, es würden viele durch die Fata, die mir begegnet, dadurch Gott preisen, und zu ihm gezogen werden“⁹⁾. Die Darstellung seiner inneren Entwicklung ist es, nach Mahrholz, die ihn hauptsächlich beschäftigt und die einen großen Raum in seiner Selbstschilderung einnimmt. Daneben geht er besonders auf die Kämpfe ein, die er um seiner antiorthodoxen Anschauungen willen hat erdulden müssen. — Daß Petersen mit Leibniz befreundet war, läßt doch wohl auf eine freiere Geistesrichtung bei ihm schließen.

Unsere Auffassung von Joh. Wilh. Petersen und seiner Selbstdarstellung scheint weithin durch die Gustav Freytags in seinen „Bildern“ bestimmt worden zu sein, die an sich im ganzen das Richtige treffen wird; Freytags Urteil sei hier darum wiedergegeben. Er schreibt: „Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Speners erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchten. Beide gehörten zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüt, einiger Gelehrsamkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie miteinander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdentales. Gemein-

⁹⁾ W. Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Berlin (1919), S. 155.

sam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt.“⁷⁾

Es herrschte, besonders in pietistischen Kreisen, während des 17. und 18. Jahrhunderts die Sitte, daß beim Begräbnis ein von dem Verstorbenen selbst verfertigter Lebenslauf verlesen wurde; noch in der Neuzeit, z. B. in der Schweiz, trifft man diesen Brauch. So hat Jacob Burckhardt einen solchen Lebenslauf hinterlassen, der bei seiner Beerdigung vorgelesen wurde. Man kann in dieser Sitte den Wunsch des Verstorbenen erblicken, daß sein Leben der Nachwelt in einer bestimmten Sicht erscheinen soll; es wird sich dabei in der Regel mehr um den äußeren Lebensgang handeln, gleichsam eine genaue, authentische Festlegung der Tatsachen. In dieser Art besitzen wir eine kleine Selbstdarstellung von einem schleswig-holsteinischen Geistlichen, Samuel Reimarus (1661 bis 1727).

Dieser wurde als Pastorssohn 1661 in Stolzenburg in Pommern geboren. Mit neun Jahren, erzählt er, sei er auf die Schule in Stettin gekommen und seitdem nicht mehr ins Elternhaus zurückgekehrt. In Stettin blieb er acht Jahre, wo er schwere Zeiten durchzumachen hatte, u. a. zwei Belagerungen ausstehen mußte — wohl die von 1677 und 1679 unter dem Großen Kurfürsten. Die Erinnerung an diese Zeit war für ihn so schrecklich, daß er sich schon als Junge gelobte, seiner Heimat baldmöglichst den Rücken zu wenden; erst viele Jahre später hat er sie wiedergesehen. Nicht lange nach dem Studium kam er nach Schleswig-Holstein, wurde nach kurzem Schuldienst in Lunden Pastor in Heide, 1698 Hosprediger in Schleswig und 1703 Propst in Tondern. Seine Lebensbeschreibung verfaßte er i. J. 1717, 56 Jahre alt, und zehn Jahre später machte er einen Zusatz, der mit den Worten beginnt: „Da ich nun dieses im Maimonat 1717 aufgesetzt, und heute, den 1. Mai des 1727sten Jahres, wider mein Vermuthen noch lebe; so berichte ferner . . .“ (Einige Monate später starb er.⁸⁾)

Der Propst Hans Caspar Brandt in Norburg auf der Insel Mön (1688—1740) hat Aufzeichnungen hinterlassen, die in

⁷⁾ G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus neuerer Zeit 1. Die Stillen im Lande (Bd. 4 (1886), S. 27 f.).

⁸⁾ Unser Samuel Reimarus war mit dem durch Lessing bekannt gewordenen Professor am Hamburger Johanneum Herm. Samuel Reimarus verwandt; s. dessen Elegia in dem gedruckten Epicedium auf S. Reimarus.

mehr als einer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit verdienen. Brandts Leben fällt in die Zeit des Kampfes des rechtgläubigen Christentums mit dem aufkommenden Pietismus. Zu dieser Bewegung stand Brandt in bewußtem Gegensatz, und seine Gegnerschaft gegen diese Auffassung und deren Träger, den Pastor E. Pontoppidan in Norburg und später in Hagenberg auf Alsen, findet in seinen Aufzeichnungen einen bemerkenswerten Ausdruck, wenn er auch seinen Widersacher nicht namentlich anführt. Im übrigen erzählt Brandt nicht uninteressant von seiner Jugend, seiner Erziehung, seinen Studien mit manchen kennenswerten Einzelheiten. Aus deutsch-dänischer Pastorenfamilie stammend — er war auf der damals noch zum Herzogtum Schleswig gehörenden Insel Arrö geboren —, wollte er seine Studien lieber auf einer deutschen Schule und Hochschule durchmachen, nicht, wie ihm geraten wurde, auf dänischen, was für sein Fortkommen im Leben wohl günstiger gewesen wäre. Er wurde 1715 Hofprediger in Augustenburg und 1721 Stadtpfarrer in dem damals zum Herzogtum Holstein-Plön gehörigen Norburg auf Alsen, 1727 Propst des Norderteils der Insel.

Wir hörten von der Gegnerschaft des Norburger Propsten H. E. Brandt zu seinem engeren Kollegen Erik Pontoppidan (1698—1764). Es trifft sich, daß auch dieser Gegner Memoiren hinterlassen hat und daß sich in diesen das Verhältnis der beiden widerspiegelt. Bemerkenswert ist, daß Pontoppidan seine Aufzeichnungen noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht hat, 1745, allerdings nach dem Tode Brandts. Außerlich betrachtet, hat Pontoppidan im Leben eine höhere Stufe erstiegen als Brandt: er starb 1764 als königl. Hofprediger und Professor der Theologie in Kopenhagen.

Pontoppidans Autobiographie ist, leicht überarbeitet, in deutscher Sprache herausgegeben, das Original auf der Kopenhagener Bibliothek ist ebenfalls deutsch abgefaßt, obwohl der Urheber in Aarhus in Jütland geboren ist und seine Muttersprache das Dänische war. Aber die Umgebung des dänischen Königs Christian VI., der mit einer deutschen Prinzessin verheiratet war und der Pontoppidan an seinen Hof berief, war durchaus deutsch. Pontoppidan kam, nach einigen Jahren Studiums in Kopenhagen, zu Verwandten in die Nähe Hamburgs — er war früh verwaist. Ein Angebot als Informator in Christiania zerfiel, als er dort anlangte; von allen Mitteln entblößt, wollte er sich als Feldprediger anwerben lassen, wurde aber als zu jung abgewiesen. Er ging darauf als Begleiter eines Herrn

von Svittfeld auf Reisen, nach Holland, dann nach London. Hier erreichte ihn ein Ruf als Prediger nach Jünen; als er jedoch dort ankam, war auch diese Stelle besetzt. Er mußte abermals informieren, traf es indes diesmal sehr günstig als Erzieher des jungen Herrn v. Carlstein, des späteren Herzogs von Holstein-Plön. Durch Vermittlung von dessen Mutter wurde er dann 1723 als Frühprediger bei Hofe und als Nachmittagsprediger in der Stadtkirche in Norburg angestellt, und eben als solcher wurde er der Amtsbruder von H. C. Brandt, worüber es dann bald zu Konflikten kam. Zuerst hatte Pontoppidan die Stelle abgelehnt, weil er sich nicht getraute, deutsch zu predigen, doch mußte die Herzogin seine Bedenken zu zerstreuen, und so blieb er denn $3\frac{1}{2}$ Jahre in Norburg. Schon als Student war er „erweckt“ worden, wie er selbst erzählt, „durch einen Schreiber, der in einem Hause mit ihm logirte“ — Pontoppidan erzählt seine Lebensgeschichte in der dritten Person —, „und in seiner täglichen Morgen- und Abend-Andacht sehr ordentlich, auch nach allem Vermuthen andächtig und ernstlich war. Das Exempel dieses Menschen beschämte ihn täglich bey seiner Trägheit zu dergleichen geistlichen Übungen . . . Dem ohngeachtet ließ er es damahls bey dieser Beschämung und der Überzeugung bewenden, daß es nothwendig anders mit ihm werden müsse.“

Die pietistische Richtung hat dann offenbar weiter in ihm gewirkt, und so entwickelten sich, bei dem Zusammenleben mit Brandt, der einer streng orthodoxen Auffassung anhing, scharfe Gegensätze. Wir geben Pontoppidan nochmals selbst das Wort. „Insonderheit aber war es dem Herrn Pontoppidan sehr empfindlich, daß er mit seinem Herrn Collegem zu der so nöthigen Einigkeit nicht gelangen konnte. Es war ein Mann, den er wegen anderer guten Eigenschaften liebte und gern zum Freunde gehabt hätte: allein ihre beyderseitige Begriffe von der orthodoxie und pietät, imgleichen von der sicht- und unsichtbaren Kirche waren so weit von einander unterschieden, daß keine Vereinigung der Gemüther zu hoffen war. Dieses sahe Herr Pontoppidan ganz wohl ein und bemühte sich alle discourses von theologischen Sachen zu vermeiden, weil ihm jederzeit nichts köstlicher gewesen, als Gemüths Ruhe und Gelassenheit zu bewahren . . . Indessen nam das Verkehren von der Cangel ungemein zu und die Gemeinde war dessen recht überdrüssig . . . Er [Pontoppidan] vertheidigte sich daher niemals in Predigten, biß ihm Gott Luft machte und er seine Abschieds Rede halten sollte, der er die Worte Pauli 2. Cor. 2, 12/13 „Da ich aber gen Troada kam . . .“ zu Grunde legte.“

Pontoppidan suchte sich den Streitigkeiten zu entziehen, indem er die unweit Norburg gelegene Pfarre Hagenberg antrat, doch ließ ihm nach seiner Darstellung Brandt keine Ruhe. Vor allem drängte dieser darauf, daß Pontoppidan die Konkordienformel unterschreiben solle; dagegen setzte dieser sich zur Wehr und be-rief sich darauf, er sei nicht in Plön, also auf deutschem Reichs- boden, ordiniert worden wie seine Amtsbrüder, vielmehr in Nor- burg, wo nach dem Gebrauch der dänischen Kirche die Konkor- dienformel nicht gelte. Es wurde schließlich der Kieler Jurist Vogt herbeigerufen, um die immer ärgerlicher werdende Sache zu entscheiden, die auch dem regierenden Herzog lästig wurde. Pontoppidan verstand sich dazu, die Formel unter Vorbehalt zu unterschreiben. Aber es bedeutete sicherlich eine Erlösung für ihn, als ihn der dem Pietismus sehr geneigte König Christian VI. 1734 nach Kopenhagen holte, als Hofprediger, wonach er 1738 zugleich zum Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde. In der üblichen Weise der Zeit zählt Pontoppidan am Schluß seiner Aufzeichnungen seine Schriften auf, durch die er sich in der Tat ein bleibendes Andenken erworben hat: Werke, wie sein sieben- bändiger Danske Atlas, der auch die Herzogtümer berücksichtigt, seine *Marmora danica* u. a. haben bis jetzt ihren Wert bewahrt. Seine Bücher sind teils in dänischer, teils in deutscher und latei- nischer Sprache abgefaßt. Das letzte von ihm in seiner Autobio- graphie erwähnte Datum, seine Ernennung zum Aufseher des Kopenhagener Waisenhauses, fällt ins Jahr 1740. — Gegen die Veröffentlichung der Selbstbiographie Pontoppidans in der Dä- nischen Bibliothek wurde Protest erhoben, wahrscheinlich von dem Sohne des Propsten Brandt, der das Andenken seines Vaters verunglimpft fand; Pontoppidan ließ es an einer Replik darauf nicht fehlen.⁹⁾

Ein besonderer Typus des Geistlichen tritt uns in der Auto- biographie des Gardinger Propsten Peter Petrejus (1695 bis 1745) entgegen. Petrejus war mehrere Jahre als Feldprediger tätig, und diese seine Tätigkeit ist es vornehmlich, der er seine Selbstdarstellung widmet. Als Sohn des Pastors in Deeßbüll ge- boren, studierte er 1714 bis 1717 in Jena, der damals vorzugs- weise von den Schleswig-Holsteinern besuchten Hochschule. Er machte dann eine längere Reise nach den Niederlanden, wo er nahe daran war, als Geistlicher in Breda angestellt zu werden.

⁹⁾ Vergl. über ihn das ausführliche Werk von Mich. Meitendam, Erik Pontoppidan. Bd. 1. 2., Kopenhagen 1930/33.

1720 trat er als Nachfolger seines Vaters das Pfarramt in Deezhüll an. Doch dies ruhige Amt scheint ihm nicht behagt zu haben: 1734 ging er als Feldprediger zu dem dänischen Hilfskorps an den Rhein, wo eben der sogen. polnische Erbfolgekrieg tobte. Nach beendigtem Feldzug wurde er, 1742, Propst in Garding, starb jedoch schon einige Jahre darauf.

Seine Autobiographie schrieb Petrejus im Jahre seines Todes. Den Hauptinhalt macht die Erzählung seines Kriegslebens aus. Nur kurz spricht er über seine Jugend, sein Studium, erwähnt flüchtig seine akademischen Lehrer, verweilt etwas länger bei seiner Reise in den Niederlanden, um dann auf den Feldzug überzugehen, den er mit sichtlicher Liebe zeichnet. Er benutzte diese Jahre offenbar auch zu seiner Weiterbildung, suchte, wo er Gelegenheit hatte, berühmte Männer auf, so in Marburg den Philosophen Chr. Wolff, dessen Sätze er z. T. wörtlich wiedergibt. Eingehend beschreibt er die Bergstraße, auf der sein Korps nach Heidelberg zog. Er nahm teil an der Belagerung von Philippsburg, sah den Prinzen Eugen, Friedrich Wilhelm I. von Preußen sowie den Kronprinzen (Friedrich d. Gr.). Ein Winterquartier hielt er in Herborn, ein anderes in Köln, zwischendurch war er längere Zeit in Schwetzingen bei Mannheim; 1736 war er in Lüttich.

Im ganzen hören wir bei Petrejus mehr von seinen äußeren Erlebnissen, doch weiß er uns diese recht lebhaft zu Gemüte zu führen, Menschen wie Städte und Gegenden hat er gut beobachtet und versteht er treffend zu schildern. Selten unterbricht eine Reflexion die Darstellung, so bei der Erzählung der Geburtstagsfeier Kaiser Karls VI. in Heidelberg, wo er schreibt: „So viel tut man eines sterblichen Menschen halber.“ Gewisse Ereignisse legt er ohne weiteres als Fügung Gottes zu seinen Gunsten aus (so S. 93, wo er von seiner Beförderung spricht).

Zu der großen Zahl der von auswärts nach Schleswig-Holstein gekommenen Geistlichen gehört, wie die genannten St. Klok und S. Reimarus, der Husumer Pastor Joh. Melchior Krafft (1673 bis 1751), der durch sein Hauptwerk „Jubelgedächtniß der Husumer Kirche“ (1723), sich ein gutes Andenken um die Darstellung der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte erworben hat. In diesem seinem Werk steht auch seine Autobiographie. Sie ist, auf zwanzig engbedeckten Quartseiten, recht viel umfangreicher als manche der zeitgenössischen, und sie wurde mit seinem Buch noch zu Lebzeiten des Verfassers veröffentlicht. Im ganzen hält sie sich an das damals übliche Schema einer

solchen Schrift, bringt mehr die äußeren Lebensdaten, als daß sie, wie es zumal die pietistischen Selbstdarstellungen zu tun pflegen, auf das Innenleben des Schreibers einging. Wir hören, daß Krafft 1673 in Wehlar als Sohn eines Ratsverwandten geboren wurde. Seine Vaterstadt war zur Zeit seiner Geburt von den Franzosen besetzt, und das elterliche Haus war derart mit Soldaten belegt, daß „seinen Eltern keine andere Lagerstätte, als nur die bloße Erde übrig geblieben“ und daß seine Mutter ihr Wochenbett auf einer langen Lade halten mußte, „ohne das Geringste unter oder über sich zu haben als ihre Kleider“. Krafft verlebte seine Studienjahre in Wittenberg und gelangte darauf nach Schleswig-Holstein, zuerst als Hauslehrer nach Barlt in Süderdithmarschen, dann nach Wöhrden in Norderdithmarschen. Ein abermaliges Studium führte ihn nach Kiel, und von dieser seiner Kieler Studienzeit berichtet er ziemlich ausführlich und lebhaft, zählt eine ganze Anzahl seiner akademischen Lehrer auf, Franck, Opitz, Kortholt, Vater und Sohn, Reyher, Majus. Als er 1698 auf der Reise in seine Heimat war, erhielt er unvermuthet vom Herzog Friedrich IV. seine Berufung als Pastor nach Süderstapel „... und weil mir solches ganz unvermuthlich, ich auch noch gerne meine Reise weiter fortsetzen mögen, so streubete sich Fleisch und Blut gewaltig, bis ich dem Rath des seel. Hn. D. Maji in diesem folgte, alles, was der Vernunft angenehm und rathsam schien, durch Gottes Gnade fahren ließ, und also nacher Kiel zurück reisete.“ Doch hatte er in diesem seinem ersten Amt nicht viel Freude („Da dann unter Gottes Verhängniß an diesem Ort viel ausgestanden, und mein Amt mit vielem Seufzen verrichten müssen“). Eine kurze, für ihn aber nicht unangenehme Zwischenzeit (1706 bis 1709) verlebte er als Pastor in Sandesneben in Lauenburg. „Sonst war dieser Ort“, schreibt er, „weil er zwischen Lübeck und Hamburg recht an der Land-Straßen lag, für die Fortsetzung meiner Studien, Correspondenz, Einsammlung derer nöthigen Codicum und Documenten zu der unter Händen habenden verteutschten Bibel-Historie recht bequem; daher nicht leicht eine Auction versäumete. Wobey mir sonderlich lieb war, daß öfters die Autographa Lutheri und Coëtaneorum sehr wohlfeil und bey ganzen Stößen verkauffet wurden, weil sonst bey meinem geringen Vermögen manchemahl nicht würde haben dran kommen können.“

1709 trat er seine letzte Pfarrstelle an, in Husum, die er noch über 40 Jahre, bis an seinen 1751 erfolgten Tod, verwaltet hat. Seine beiden Ehen zu erwähnen versäumt er nicht: er war das erste Mal mit der Tochter eines Kaufmanns aus Eckernförde ver-

heiratet, in zweiter Ehe mit einer Bürgerstochter aus Lübeck. Mit der Aufzählung seiner Schriften schließt er seine Autobiographie („Meiner wenigen Schriften auch zu gedenken, so habe . . . ediret“). Seine Studien betreffen vor allem die Geschichte der Bibelverdeutschungen, daneben die Kirchengeschichte besonders Schleswig-Holsteins, seiner Wahlheimat.

Etwas sehr dürftig mutet der Lebensabriß des holsteinischen Generalsuperintendenten Gustav Christoph Hosmann an (1695 bis 1766). Hosmann, der seit 1730 als außerordentlicher, seit 1733 als ordentlicher Professor auch dem Lehrkörper der Kieler Universität angehörte, wurde 1734 vom Herzog Carl Friedrich zum Hofprediger und 1749 zum herzoglichen Generalsuperintendenten berufen. Seine Autobiographie, wenige Seiten umfassend, berichtet zur Hauptsache nur Daten, spricht von seinen Berufungen, seiner Verheiratung und gibt dazu ein längeres Verzeichnis seiner Schriften.

In der durch ihren reichen Inhalt und ihre lebendigen Schilderungen ausgezeichneten Predigerhistorie von Norderdithmarschen bringt der Verfasser J. H. Fehse auch eine Selbstbiographie des damaligen Propsten der Landschaft Georg Hinrich Frenckel (1698 bis 1773). Geboren zu Wesselburen aus einer ursprünglich kursächsischen Familie, die aber schon seit mehreren Generationen in Holstein heimisch geworden war, erhielt Frenckel nach vier Studienjahren in Kiel und Jena 1721 seine erste Pfarrstelle als Diakon in Neuenkirchen in Norderdithmarschen. Hier ist er sein Lebenlang geblieben, seit 1731 als Hauptpastor, seit 1742 als Propst, der einzige im Großfürstlichen Anteil, wie er selbst schreibt. Sehr ausführlich spricht er über seine Familienverhältnisse, zwei Frauen starben vor ihm, ebenso die meisten seiner zahlreichen Kinder. Ein Verzeichnis seiner Schriften fügt er in der üblichen Weise bei.

Anders als die Mehrzahl der Autobiographien ist die von Johann Gotthilf Reichenbach (1706 bis 1767) sehr bald nach dem Tode des Verfassers, wohl noch im Todesjahr, von seinem Sohn herausgegeben, im Druck veröffentlicht worden. Reichenbach, geboren zu Seeburg in der Altmark, kam 1732, nach seinen in Halle und Leipzig verbrachten Studienjahren, nach Holstein, zuerst als Informator auf dem Brockdorffschen Gute Neuhaus bei Selent, dann nach Kaltenkirchen. Hier erhielt er auch 1737 seine erste Pfarrstelle, die er später mit einer solchen in Rieseby und dann in Burg (Fehmarn) vertauschte, bis er 1760 Propst in Altona wurde. Hier hat er bis an seinen Tod gewirkt.

Im Eingang seiner Lebensbeschreibung betont Reichenbach als doppelten Zweck seiner Arbeit, einmal, er wolle seinen Nachkommen Nachricht von seiner Herkunft geben, und dann sollten diese „ermuntert werden, Gott für seine mannigfaltige Gnade, die er mir, seinem geringsten Knechte, erwiesen hat, zu loben“. Er schrieb seine Aufzeichnungen in seinem letzten Lebensjahr, 1767. Sie zerfallen in zwei fast gleiche Teile, deren erster mehr den äußeren Hergang seines Lebens enthält. Den zweiten Teil leitet er mit den Worten ein: „Was meine Seelen-Führung betrifft“; hier will er also eine Geschichte seines Innern bringen, das, was so viele pietistische Autobiographien zum Ziel haben. In seiner Jugend, beginnt er, sei er vor Versuchungen bewahrt geblieben. Nach Halle, auf die Universität sei er gekommen, „weil man gehöret, daß an diesem Orte junge Leute zur gründlichen Erlernung guter Wissenschaften geschickt angeführet würden. Weiter ging auch das Ziel nicht, welches ich mir selbst gesetzt hatte. Ja, als ich an diesen Ort ging, wurde mir die nachdrücklichste Erinnerung mitgegeben, mich sorgfältigst zu hüten, daß ich kein Pietist würde, und ich setzte mir auch steif vor, gehorsam zu seyn. Hier hörte ich aber die theuresten Wahrheiten des Christenthums auf eine überzeugende und eindringende Art verkündigen. Das Wort von der Bekehrung eines Sünders zu Gott, ging mir dergestalt zu Herzen, daß ich wohl fühlte, es gehe auch mich an, und ich mußte noch anders werden, wenn ich zu Gott kommen wollte . . . Ich ward zum Gebet erwecket. Ich rief Gott herzlich an, mich zu bekehren, aber doch auch zu bewahren, daß ich kein Pietist würde.“ Allmählich sei in ihm eine große Veränderung vorgegangen, doch habe er im Gefühl gehabt, daß es „mehr eine gesegliche als eine evangelische Frömmigkeit“ gewesen sei. In solchem Geisteszustand sei er wieder nach Halle gegangen, wohl nachdem er eine Zeitlang in Leipzig studiert hatte. „Hier hörte ich auch den nun vor dem Thron des Lammes triumphirenden Anton“ [den Halle'schen Professor der Theologie Paul Anton (1661 bis 1730)]. Auch von A. H. Franckes letzter Vorlesung bekennet Reichenbach, daß sie ihm „einen gesegneten Eindruck gegeben“ habe. Von Antons Vorlesungen habe er, wie er schreibt, damals durch eigene Schuld nicht gar viel gehabt, umso mehr allerdings später durch Lesen seiner Schriften. So habe er sich nach und nach durchgerungen. Sein Fehler sei freilich gewesen, daß er „die geistlichen Dinge mit Vernunfts-Kräften fassen wolte. Solcher-gestalt wolte ich mich selbst erleuchten, ob ich gleich in Thesi mußte, daß die Erleuchtung durch den heiligen Geist im Herzen

geschehen mußte, und blieb darüber größtentheils in meiner Finsterniß.“

Ein eigener Lebensbericht des holsteinischen Generalsuperintendenten Friedr. Franz Hasselmann (1713 bis 1784) wurde unmittelbar nach seinem Tode in den *Acta histor.-ecclesiastica* veröffentlicht. Es ist eine knappe, schlichte Darstellung über seine Eltern, seine Schulbildung in Tönning, seinen Universitätsbesuch in Jena und Kiel und seine amtliche Wirksamkeit. Schon 1736 wurde er Pastor in Neumünster, wo er sich damals als Informator aufhielt. 1766 stieg er zum obersten Geistlichen im Herzogtum Holstein-Gottorp auf. Etwas ausführlicher hören wir ihn über seine Ehe und über „die gnädige Führung Gottes“ berichten. Geschrieben wurde der Lebenslauf 1767, also gleich nach seiner Ernennung.

Der durch namhafte Werke zur Geschichte Schleswig-Holsteins (Dithmarschen, Stapelholm) bekannt gewordene Altonaer Pastor Joh. Adrian Volten (1742—1807) hat uns in seinen „Sistorischen Kirchen-Nachrichten von Altona“ auch eine kurze Selbstbiographie geschenkt, die ansprechend geschrieben ist und ein gutes Bild vom Leben und von den Werken des tüchtigen Mannes vermittelt, wenn sie auch der besonderen persönlichen Züge entbehrt. Wie so manche seiner Amtsbrüder aus einer Pfarrfamilie stammend, wurde er 1742 zu Süderstapel geboren, kam 1759 auf das akademische Gymnasium zu Altona („auf welchem ich viel profitiret zu haben dankbar bekenne“). 1760—1762 studierte er zu Kopenhagen, was in jener Zeit nicht das Gewöhnliche war. Erst spät, 1772, bekam er seine erste Pfarre, in Wöhrden in Norderdithmarschen, die er 1782, durch königl. Verufung, mit der an der Hauptkirche in Altona vertauschen konnte. Als er 1790 seine Altonaischen Kirchen-Nachrichten verfaßte, schrieb er in seiner Selbstdarstellung: „So lebe ich hier denn bereits acht Jahre, völlig zufrieden mit meiner gegenwärtigen Lage, an der Seite der vortrefflichsten Amtsgehülfsen, im Umgange mit den gelehrtesten Männern, in der Nähe der reichsten Bibliotheken, bey einer Gemeinde, die mir, gewiß zum Theile meines Großvaters halber, mit Liebe zuvorkam, an einem Orte, den ich immer halb als meine Vaterstadt betrachtet, ganz als meine Vaterstadt geliebet habe. Selbst das, was mich bey meinem Rufe nach Altona etwas bekümmerte, die große Verschiedenheit der Religionsvorgänge in dieser Stadt, hat mir wenige Unannehmlichkeiten verursacht; vielmehr finde ichs angenehm und lehrreich, in einer Stadt zu leben, deren Bürger ihrer besten Überzeugung unge-

hindert nachgehen können.“ Mit einem Verzeichnis seiner Schriften und mit kurzen Notizen über seine Verheiratung verabschiedet sich der wackere Pastor von seinen Lesern.

Unter der Fülle der Literatur zur Schleswig-holsteinischen Predigerhistorie ragt das Werk des Hemmer Pastors Joh. Heinrich Fehse (1725 bis 1777) hervor durch seine Reichhaltigkeit, durch die genauen Angaben über die darin behandelten Geistlichen und durch die Wärme der Darstellung. Der Verfasser hat darin auch seine eigene Lebensbeschreibung mitgeteilt. In Hamburg als Sohn eines Schneidermeisters geboren, zeigte er schon als Junge einen außerordentlichen Verneifer, konnte mit Hilfe von Bönnern die gelehrte Schule und 1743 die Universität Rostock besuchen. Unter Dispensation von dem für das Herzogtum vorgeschriebenen akademischen Biennium und nach Prüfung durch den holsteinischen Generalsuperintendenten Hosmann wurde er 1750 für den Großfürstlichen Anteil zum Pfarramt wahlfähig und erhielt 1752 das Diakonat in dem norderdithmarsischen Ort Hemme. Er wurde dort durch den oben genannten Propst Frenckel eingeführt, wobei sich dieser als „Bormurf“ seiner Introduktionsrede die wunderliche Idee nahm, daß in den Buchstaben des Namens des neuen Pastors das Wort M(agister) J(ohann) [I] S [CH] F [ER] [= Mithelfer] enthalten war. Da die Hemmer Stelle gering besoldet war, suchte Fehse, um günstigere Aussichten zu gewinnen, um die Erlaubnis nach, auch im Königl. Anteil wahlfähig zu werden, die ihm gewährt wurde. Doch ist er bis an seinen Tod in Hemme geblieben, seit 1764 als Pastor.

„Meine Wege und Umwege zur Kirche“ betitelt der Pastor Lorenz Nissen in Rekenis auf Alsen (1754 bis 1842) seine Selbstschilderung, und als Untertitel fügt er hinzu: „Eine autobiographische Erzählung, meinen Kindern und Freunden gewidmet“. Sie erschien i. J. 1826, als der Verfasser 72 Jahre alt war. Sowohl der höchst eigenartige Lebensweg des Mannes wie auch seine originelle Darstellung kann uns Späteren schon Interesse abgewinnen. Den genannten Titel habe er gewählt, schreibt er, weil das, was bei einem Rückblick auf sein Leben am meisten hervortrete, sei „der eigene, ganz von der Heerstraße abweichende Gang meiner Bildung zum Prediger, und der Kampf mit fortdauernden fast unüberwindlichen Schwierigkeiten mit denen ich zu kämpfen hatte“. Geboren in einem Dorfe Mittelschleswigs von armen Bauersleuten, mußte er als Junge alle häuslichen und ländlichen Arbeiten verrichten, nur im Winter erhielt er ein wenig Unterricht von einem lese- und schreibkundigen

Anecht. Aber bereits mit 15 Jahren mußte er in einem Nachbardorf als Unterlehrer selbst katechisieren. Er bemerkt dabei, daß er, in dänischsprachlicher Umgebung aufgewachsen, hier — es war in Fahrenstoft — plattdeutsch und friesisch lernen mußte. Da er „längst eine lebhafteste Reigung zum Studium empfunden“ hatte, sann er darauf, zum Ziel zu kommen. Er kaufte sich eine lateinische Grammatik, ohne etwas Rechtes damit anfangen zu können, und gab die Versuche wieder auf. Er war dann an mehreren Orten als Lehrer tätig, zuletzt in Sonderburg. „Der Gedanke ans Studieren war zwar längst als das für mich Unmögliche aufgegeben, nicht aber war jener rege Trieb in mir erloschen, der mich nach allem hintrieb was zur Wissenschaft gehörte.“ So begann er wieder Sprachen zu lernen, besonders französisch; die Herzogin Luise von Augustenburg schenkte ihm dazu Rousseaus Werke. Und der von ihm als unmöglich aufgegebene Gedanke ans Studium und an die theologische Laufbahn sollte sich auf eigenartige Weise erfüllen. Er war eines Tages bei seinem Propst eingeladen, als dieser ganz unvermittelt zu ihm sagte: „Ja, Sie sollten sich examinieren lassen.“ Es gelang denn auch, alle Schwierigkeiten zu besiegen; das Oberkonsistorium sah den Fall als einen ganz singulären an und erließ ihm die Bedingung des akademischen Trienniums. Bei der Prüfung in Schleswig, die er mit 42 Jahren machte, schnitt Nissen mit dem 2. Charakter ab, bekam bald darauf die Stelle an der dänischen Kirche in Glensburg, obwohl ihm inzwischen fast all sein Dänisch wieder entfallen war. Fünf Jahre darauf ging er als Pastor nach Rekenis, wo er bis an sein Lebensende als Geistlicher tätig war.

Aus seinen Aufzeichnungen spricht eine liebenswürdige Persönlichkeit; bei allem Streben nach Höherem begnügte er sich schließlich mit der kleinen Pfarre auf Alsen. Gern gedenkt er seiner Eltern und Geschwister und seiner Geburtsstätte, des einsamen Dorfes auf der schleswigschen Heide. Sein Stil ist recht ansprechend, von treffenden Bildern belebt.

Während seiner letzten Lebensjahre verfaßte Claus Harms (1778 bis 1855) seine Autobiographie, die er lieber „Lebensbeschreibung“ als Autobiographie oder Lebensgeschichte nennen wollte: von einer Lebensbeschreibung verlange man nichts mehr als Treue und Ordnung, während eine Autobiographie ein Kunstwerk sein solle, das zu schaffen ihm nicht gelungen sei, wie er in der Vorrede bekennt. Zur Wahrheit und Treue dürfe man jedoch nicht die Vollständigkeit rechnen, und so solle seine Lebensbeschreibung auch kein Beichtstuhl sein. Vielleicht

dachte er mit diesen Worten einen etwaigen Vergleich mit Rousseaus „Confessions“ abzulehnen, wie andererseits die Betonung der Wahrheit auf einen leisen Gegensatz zu Goethes „Dichtung und Wahrheit“ deuten könnte. Noch genaueren Aufschluß über den Charakter seiner Lebensbeschreibung gibt Harms an einer anderen Stelle: „Indessen ich schreibe nicht Harms und seine Zeit, wie mancher Büchertitel der letzten Jahre so lautet: N. N. und seine Zeit, — sondern ich schreibe mich, mein Leben, und schreibe von der Zeit nur so viel, als ich desselbigen zu thun veranlasset worden bin und was die Zeit auch wiederum an mir möge gethan haben.“

Harms' Autobiographie kam im Winter 1850/51 zustande, wegen seines geschwächten Augenlichts mußte er sie diktieren. Das Buch erschien noch i. J. 1851. Es war eine politisch sehr bewegte Zeit; die so hoffnungsvoll begonnene Erhebung der Herzogtümer, die übrigens in Harms keinen unbedingten Anhänger gefunden hatte, wenn er auch auf Seiten des Landes stand, war dem gänzlichen Zusammenbruch nahe, er spielt einmal darauf an. Gemäß dem ausgesprochenen Grundsatz will er vor allem seine eigenen Erlebnisse, seine Entwicklung wiedergeben. Die Jugend und Studienzeit nimmt einen breiten Raum ein, fast ein Drittel des etwa 200 Seiten umfassenden Buchs; man könnte versucht sein, in diesem Umstand einen Einfluß von „Dichtung und Wahrheit“ zu erblicken. Freilich fehlt bei Harms der Reiz der Darstellung, der poetische Schimmer, der bei Goethe oder bei Jung-Stilling die Schilderung der Kinderjahre verklärt; demgegenüber wirkt Harms nüchtern. Dem zumal für ihn selbst, doch auch allgemein so wichtigen Ereignis des Thesenstreites (1817) widmet er ein eigenes Kapitel.

Die zweite Hälfte des Werkes trägt nicht den einheitlichen Charakter des ersten Teils; hier verliert sich Harms mehr in Einzelheiten, er gibt seine Erfahrungen über den Umgang mit Geisteskranken wieder, spricht über seine Hausbesuche, berichtet von seiner Schriftstellerei, von seinem Verhältnis zu den Studierenden und zur Universität, der er auf Grund des ihm verliehenen Ehrendoktors, wenn schon nur kurze Zeit, angehörte, auch über seine Auffassung politischer Fragen. Sich über seine häuslichen Verhältnisse zu äußern, hielt ihn eine gewisse Scheu zurück: „Hier kommt mein Vortrag“, schreibt er, „auf ein Gebiet, auf welchem ich vieles mitzutheilen hätte; aber ich weiß nicht — es liegt etwas in mir, das ich in die große Welt hinein nicht aussprechen mag. Sei es genug an diesem Wenigem.“ Er widmet

dann eine knappe Seite seiner Lebensgefährtin, die eine Jugendfreundin von ihm war.

Bezeichnend für Harms ist, wenn er am Schluß seiner Darstellungen eine Parallele zwischen sich und Herder zieht, mit dem er als Theologe sich wohl in Parallele stellen durfte. „Denk' ich zurück“, heißt es da, „über mein geführtes Leben hin, so seufz' ich allerdings nicht wie Herder über seines geseufzet hat: ‚Ein verfehltes Leben‘. Ich bin meiner Zeit nicht das gewesen, was der eben Genennete gewesen ist, habe so viel und so vielerlei nicht in die Welt hineingestellt; doch möchte ich in einem Punct es richtiger getroffen haben, als er es getroffen hat, ich habe mich mehr concentrirt, mein Predigtamt, das allein, ist mein Leben gewesen. Auf mein Amt habe ich Alles gezogen, was ich erreichen konnte . . .“

In eine idyllische Welt führt uns der Pastor Christian Feddersen (1786 bis 1874) mit seinem Erinnerungsbuch „Bilder aus dem Jugendleben eines Nord-Friesischen Knaben“ (Kellinghusen 1853). Man möchte als Motto über das Buch die Stormschen Verse setzen:

Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Obwohl bald nach der Erhebungszeit erschienen, zeigt es keinerlei Spuren der eben beendigten Kriegsnot, der Leiden der von den Großmächten so schmäählich im Stich gelassenen Herzogtümer. Allein Feddersen will auch, nach dem Titel, nur „Jugenderinnerungen“ geben. Insofern steht seine Selbstdarstellung ziemlich isoliert innerhalb der schleswig-holsteinischen autobiographischen Literatur. Abgesehen von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, deren Lektüre und Einfluß wohl bei der Mehrzahl derartiger Werke vorausgesetzt werden darf, scheint sich Feddersen im besonderen Bogumil Goltz' „Buch der Kindheit“ zum Muster genommen zu haben, er erwähnt diesen mehrmals; doch auch Jean Paul wird auf ihn und seine Darstellung eingewirkt haben. Seine Schilderungen sind im ganzen sehr gelungen, mitunter nehmen sie beinahe novellistische Form an.

Der Vater war ein offenbar recht wohlhabender Hofbesitzer in Westerschnatebüll in Nordfriesland, und die Familie weist eine ganze Reihe von Begabungen auf. Ein jüngerer Bruder von Chr. Feddersen ergriff ebenfalls den geistlichen Beruf, ein anderer Bruder, Hans Peter, wurde ein gesuchter Miniaturporträtmaler, und dessen gleichnamiger Sohn war der sehr be-

kannte Maler in Kleiseer Roog. Die drei genannten Brüder veröffentlichten auch gemeinsam einen Gedichtband. Unser Christian wurde 1815 Pastor in Fahretoft in Nordfriesland, 1822 in Niebüll und 1831 in Nordhachstedt bei Flensburg; 1851 trat er in den Ruhestand, den er noch über zwanzig Jahre genießen konnte.

Den Anlaß zur Abfassung seiner Jugenderinnerungen gab ein Aufenthalt in seinem Heimatdorf, das er nach seiner Zuruhesetzung wieder, nach 50jähriger Abwesenheit, für ein Jahr lang besuchte. „Den kindlichen Sinn und das kindliche Glück stelle ich vorzüglich durch Darlegung meines eigenen jugendlichen Seins und Lebens vor Augen, nicht etwa in der Einbildung, daß ich ein besseres Kind gewesen sei, als andere — ich habe manche bessere und glücklichere gekannt — sondern weil ich gerade meine Jugend am genauesten kannte und daher auch eben aus ihr heraus mein Wort vom Kindesleben am besten zu sprechen vermochte“ (S. IV/V). In 25 Kapiteln schildert Feddersen seine glückliche Jugendzeit; denn eine glückliche Jugend hat er erlebt, in einem wohlbehüteten Elternhause, in dem die Not nicht einkehrte. Einige Kapitelüberschriften seien angeführt: Geldarbeiten; Tägliche Lebensweise im Hause; Sonntag, Weihnachten, Neujahr; Empfangene Besuche; Schnatzebüller Verwandte; Allerlei Menschenkinder; Das öffentliche Leben; Mein Lernen; Moralische und religiöse Bildung; Bildung für schöne Natur und Kunst; Mein Traum vom Erzieher; Bewegungen in Staat, in Kirche und Schule; Vertreibung aus dem Paradiese. Schon im frühen Knabenalter entfalteten sich bei ihm gewisse Neigungen und Talente, als 13jähriger pflegte er Predigten zu halten, bei denen Erwachsene zuhörten, aber auch die zeichnerische Begabung kam zeitig zum Durchbruch, wie denn schon von den künstlerischen Gaben in der Familie die Rede war. Auch ein Tagebuch führte der frühreife Junge, aus dem er einzelne Stellen zum Besten gibt. Bei seiner Schilderung des Dorflebens wird man an die entsprechenden Seiten in Friedr. Paulsens Jugenderinnerungen gemahnt, der in nächster Nähe von Feddersens Heimatdorf geboren war. Öfter wird man auch an Jean Pauls Kunst erinnert. Nur selten bekommen wir einen Ausblick auf sein späteres Leben; er hält sich im allgemeinen in den Grenzen des Lebensalters, das der Titel des Buches nennt. Gegen den Schluß des Werkes spricht er von der „Vertreibung aus dem Paradiese“. Die Zeitereignisse, zumal die französische Revolution mit ihren Folgen, die auch unser Land nicht verschonten und unter denen besonders Feddersens Vater schwer zu leiden hatte, brachten in das kindliche Gemüt große Unruhe. „Die rohe Masse, die ewig blinde, wie Schiller sagt, mit

all' ihrer Beschränktheit, ihren Vorurtheilen, ihrem Starrsinn, ihrer Wuth, ihrem Eigennutz und ihren gemeinen Lüsten, sie war es zumeist, die mich aus meinem Paradiese vertrieb und sich drohend vor die Pforte lagerte, nicht als ein Gerechtigkeitsdiener Gottes, sondern als ein Engel der Finsterniß; sie war es, die trotzig sich hinstellte, wenn ich wieder hineinwollte und mit dem Steine nach mir zielte, der für meinen Vater bestimmt gewesen war . . . Es bemächtigte sich nun der Seele, die mit so vollem kindlichen Vertrauen selig um sich geblickt hatte, ein Mißtrauen und eine Bitterkeit gegen die Masse des Volkes, die keine Gränzen kannten und über ein funfzigjähriges späteres Leben ihre dunkeln Schatten warfen und die noch jetzt oft mein Inneres wie mit Finsternissen der Mitternacht umhüllen. — Wohl habe ich nie aufgehört, ein warmer Freund des Volkes zu sein, in dessen Mitte ich fast immer mich auch amtlich bewegte und habe unaufhaltsam, wie ich es vermochte, für seine Emporbildung und sein höheres Heil gewirkt; aber das fröhliche Vertrauen zu demselben, das an der Gränze meiner Jugendjahre einen so gefährlichen Dolchstoß bekam, hat, wenn es auch sich gehoben, niemals völlig wieder sich aufrichten können, zumal, da die Erfahrungen meiner Jugend sich mehr als einmal grauenvoll wiederholten“ (S. 243 f.).

Es ist nur die Darstellung der Jugendjahre, die uns Feddersen gibt und geben will, beinahe ein Lobgesang auf seine Jugend und auf die Jugendzeit überhaupt. Aber es ist keine falsche Darstellung, keine Verzeichnung, es stört kein übertriebener Ton, und daß die Jugendzeit nicht das ganze Leben hindurch bleiben kann, läßt er uns deutlich genug erkennen. Man hört dem Verfasser nicht ungern zu und gewinnt einen sympathischen Eindruck von dem Manne.

„Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit“ könnte man das Erinnerungsbuch des Pastors Peter Johann Rönnekaup (1789 bis 1859) nennen. Er schrieb seine „Reminiscenzen“ („das sind sie, nicht mehr und nicht weniger“) im Alter von 66 Jahren, und sie wurden gleich nach seinem Tode von seiner Nichte [Johanna] R[unze] herausgegeben. Nur was in seiner Erinnerung auftauchte und was ihm der Erwähnung wert erschien, wollte er aufzeichnen. Er gibt deshalb keine vollständige Autobiographie, „da die Zeit viel Erlebtes aus meinem Gedächtnisse verwischt hat, und anderes sich nicht für den Druck eignete“. Tagebücher und Kollektaneen habe er nicht benutzen können, das Amtsleben habe ihm dazu keine Zeit gelassen. Auch sei seine Schrift zunächst nicht

für das große Publikum bestimmt, sondern nur für Verwandte und Freunde. In Glensburg geboren, hat Rönneknamp mancherlei erlebt: 1806 die Franzosen, 1807 den Überfall Kopenhagens durch die Engländer, 1808 die Spanier des Marqués Romana, 1813/14, dann die Erhebungsjahre 1848/50. Von 1817 bis 1829 war er, als Nachfolger von Cl. Harms, Diakonus in Lunden und darauf bis 1853, wo er in den Ruhestand trat, Pastor in Rosel. Seine geistlichen Pflichten nahm er sehr ernst und erzählt gern von seiner Pfarrertätigkeit, verschweigt auch nicht deren Schattenseiten, die Streitigkeiten, die er z. B. in Lunden mit seinem Kollegen und sonst hatte, oder die geringe Kirchlichkeit in Rosel, zumal während und nach der Erhebungszeit. Politisch konservativ, war er mit der Erhebung nicht durchaus einverstanden, obwohl er an seiner deutschen Gesinnung keinen Zweifel läßt, auch früh von deutscher Bildung erfaßt war. Von seiner Jugendzeit spricht er wenig, er sagt selbst, daß ihm davon geringe Erinnerungen geblieben seien. Der Stil seiner „Reminiscenzen“ ist einfach und klar, auch nicht zu pastoral im schlechten Sinne.

Gesamtverzeichnis der Autobiographien (I)

Die mit * versehenen sind im Text behandelt.

- * **O l d e n d o r p h i u s**, Johannes Jacobsen (1524—1566):
Libellus de genealogia. Handschrift Kopenhagen Rgl. Bibl. Saml. Thott 541 8^o.
 Auszüge daraus in dänischer Übersetzung gedr. in Th. D. Acheles, *Haderslev i gamle Dage.* Bd. 1, 1926, S. 78—87.
- * **F a b r i c i u s**, Jacob (1560—1640):
Vita ab ipso conscripta. Handschr. Kopenhagen Königl. Bibl. Saml. Thott 1928. 4^o.
 Auszüge daraus gedr. bei E. Feddersen, *Schriften d. Ver. für Schlesw.-Holst. Kirchengesch.*, 2. R., Bd. 8, 1926/28, S. 347 ff.; ferner aus seiner Autobiographie gedr. b. Carstens, *Jahrbücher f. die Landeskunde* Bd. 8, 1866, S. 148—166, sowie bei L. Andresen, *Quellen u. Forsch. z. Gesch. Schleswig-Holsteins* Bd. 14. 1928, S. 329 ff.
- * **R l o ß**, Stephan (1606—1668):
 Eigenhändige Nachricht von seinem Leben (Dänische Bibliothek St. 7, 1745, S. 365—371; aus seiner Handbibel abgedr.)